

VII.
Zur
Erinnerung an Cardinal
Melchior von Diepenbrock.
1798—1898.

Nach ungedruckten Briefen u. s. w.

Von
Professor Dr. **Heinrich Finke.**

Am nächsten 6. Januar werden 100 Jahre seit der Geburt Melchior Diepenbrocks verfloßen sein. Beinahe 50 Jahre ruht er schon im Breslauer Johannesdom. Aber ebenso frisch wie in der Riesendivcese lebt das Andenken „der interessantesten und bedeutendsten Persönlichkeit des deutschen Episkopats“, ¹⁾ des „deutschen Ritters ohne Furcht und Tadel“ ²⁾ in der westfälischen Heimath fort. Als ich vor anderthalb Jahrzehnten über Diepenbrock zu sammeln begann, mußte ich staunen über das treue Andenken, das der Städter und Dörfner wie der Mann der Heide dem landsmännischen Cardinal bewahrt hatte, das freilich schon stark von der Sage umrankt war. Hier wirkte ja auch ein doppeltes auf die Phantasie. Zunächst die Seltenheit der kirchlichen Würde. Nur zweimal hat Westfalen vor Diepenbrock einen Purpurträger der römischen Kirche aufzuweisen: in der Höhe-

¹⁾ Ludwig I. von Bayern that sich stets viel darauf zu Gute, daß er Preußen die zwei bedeutendsten Kirchenfürsten geschenkt habe. Vgl. Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms IV. gesunden und franken Tagen S. 136.

²⁾ Döllinger, Kleine Schriften S. 418.

zeit des Mittelalters, zu Anfang des 13. Jahrhunderts den hinreißenden Kreuzprediger Oliverius, Bischof von Paderborn,¹⁾ und in der sturmbewegten Zeit des 16. Jahrhunderts den Soester Johannes Gropper. Dann aber die seltsame Persönlichkeit des wilden, ungebändigten Knaben und Jünglings mit den tausend tollen Streichen, dessen Jugendgeschichte wie ein Stück Romantik verläuft, und der plötzlich umgewandelt erscheint in einen ernstern, würdevollen Priester.

Mehr wie für manche andere große Männer ist auch für seinen litterarischen Nachruhm geschehen. Schon in seinem Todesjahre (1853) erschienen zwei kleine selbständige Schriften,²⁾ und im Jahre 1859 setzte ihm sein Nachfolger Fürstbischof Heinrich Förster ein durch Klarheit und Wärme der Darstellung ausgezeichnetes Denkmal.³⁾ Hier schrieb ein Augenzeuge und tiefeingeweihter Freund. Und vor wenig Jahren kam dann das „Zeit- und Lebensbild“ des altkatholischen Bischofs Reinkens heraus.⁴⁾ Die Fülle neuen Materials, zahlreiche Tagebuchnotizen, mehr als 400 Briefe Diepenbrocks an geistig hochstehende Personen, das alles mit geschicktester Hand verarbeitet, machen das Buch zu einer der inhaltreichsten und packendsten Biographien, die ich kenne.

Leider macht sich die Tendenz⁵⁾ an manchen Stellen unangenehm breit. Der Fürstbischof soll vor allem im Ge-

¹⁾ Vgl. Hoogeweg, Oliverius v. Paderborn (202. Publ. des litt. Vereins in Stuttgart).

²⁾ Vgl. Reinkens in Allg. deutsche Biogr. s. v. Diepenbrock.

³⁾ Cardinal und Fürstb. M. v. D. 3. Aufl. 1878.

⁴⁾ Reinkens M. v. D. 1881. Im übrigen verweise ich auf die genauen Angaben in E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländ. Schriftsteller S. 82 f. Neue Folge S. 49.

⁵⁾ Luise Hensel warnte Apollonia Diepenbrock, Reinkens die Papiere ihres Bruders zu geben. „Es ist zu fürchten, daß er sie mißbraucht.“ Binder, Luise Hensel S. 453.

gensatz zum modernen Episkopat Deutschlands geschildert werden. Das ist nur mit starker Einschränkung als richtig zu bezeichnen. Melchior Diepenbrock, in der Zeit der Romantik aufgewachsen, selbst Dichter, religiös gebildet in der Schule Sailers, allem Kampf und Streit auf theologischem Gebiete abhold, hat auch als Kirchenfürst seiner Individualität und seiner impulsiven Natur mehr nachgegeben, als es ein Mann seiner Stellung in unsern politisch geschulden Zeiten thun würde. Die Äußerungen seiner Zuneigung und seines Mißfallens zeigen sich offener, er scheut sich nicht, was er am Gegner zu tadeln findet, selbst auf der Kanzel zu erwähnen, vor allem aber schüttet er in seinen Briefen sein ganzes Herz aus. Seinem feurigen Naturell, aber auch seinem warmen Patriotismus verdanken wir den herrlichen, segensreichen Erlaß gegen die Steuerweigerer: Als selbst der Vertreter der höchsten staatlichen Behörde, der Oberpräsident von Schlesien, den Kopf verloren hatte, da greift der ehemalige Offizier mit seinem echt vaterländischen und priesterlichen Gefühl ohne Bedenken zu einer Maßregel, die ihm hätte den Kopf kosten können. Ein so fleckenloser, abgeklärter Charakter, eine so geniale Persönlichkeit wie Kardinal Diepenbrock kann nicht nach der Schablone beurtheilt werden und darf sich manches gestatten, was andern Kirchenfürsten nicht wohl angestanden hätte. Ich erinnere nur an seinen letzten tief-ernsten Hirtenbrief zu Gunsten der Volksmission, dem er Jugenderinnerungen über die Mission in Westfalen einflücht, wo man mit Sehnsucht der alten Jesuiten in der Fastenzeit gedenke. Da heißt es: „dem Gesange des Finken, der um diese erste Frühlingszeit zu schlagen beginnt, hatte man folgende plattdeutsche Worte untergelegt, die wohl noch in Westfalen bekannt sein werden:

Sind, sind, sind . . . de swarte Jesuiterkes noch nich hier? ¹⁾

¹⁾ Sämmtliche Hirtenbriefe . . . (1853) S. 123.

Wer möchte diese Stelle aus dem Hirtenbrief von 1852 missen? Wer glaubt andererseits, daß sie in einem bischöflichen Rundschreiben unserer Tage noch vorkommen könnte? Die Zeiten sind andere und es ist kein Diepenbrock da.

Richtig ist auch, daß er der in München beginnenden, in Bayern sich verbreitenden schärfern kirchenpolitischen Tonart nicht hold war; aber besonders, weil bei den Erörterungen so viel abschreckendes Persönliche, so viel Liebloses zum Vorschein kam.

Jedenfalls ist auch in dem interessanten Werke von Reinkens noch nicht das letzte Wort über die Bedeutung Diepenbrocks gesprochen. An verschiedenen Stellen klagt der Verfasser über den Verlust wichtiger Schriftstücke. So fehlen vor allem die Schreiben des Kardinals an den König Ludwig von Bayern, deren tiefergreifender Inhalt aus den bekannt gewordenen Briefen Ludwigs wiederklingt. So fehlen besonders noch sämtliche Schreiben Diepenbrocks an seinen königlichen Freund Friedrich Wilhelm IV.: Sie vor allem würden uns einen klaren Einblick in das Wesen dieses echtdeutschen und echtpreußischen Kirchenfürsten gewähren. Auch von den Briefen des Königs sind bis jetzt nur wenige ans Tageslicht gekommen, darunter aber sehr charakteristische, den Schreiber wie den Empfänger ehrende Stücke. Ein abgerundetes Bild seiner bischöflichen Thätigkeit ließe sich natürlich nur auf Grund der Breslauer Akten entwerfen.

Aber auch außer den hochpolitischen Aktenstücken ist noch manches ungedruckt, was uns zwar nicht gerade neue Seiten der Persönlichkeit Diepenbrocks und seiner Thätigkeit abgewinnen, aber doch hier und da einen tiefern Blick in diese herrliche Seele und ihren Entwicklungsgang thun läßt, zuweilen schon Bekanntes ergänzt oder bestätigt und hier und da nicht uninteressante Streiflichter auf die

Zeitgeschichte wirft. Aus dem von mir Gesammelten lasse ich besonders einige Bruchstücke aus den Briefen des Kardinals an seine Familie, vor allem an seinen Bruder Bernhard, an die Dichterin Luise Hensel und an Clemens Brentano folgen. Der Kardinal gehörte einer Zeit an, die noch gern und viel Briefe schrieb: statt dem Tagebuch dürre Notizen anzuvertrauen spricht sein warmfühliger Geist sich gegen seine Familie und gegen Gleichgesinnte in behaglicher Breite und seltener Offenheit aus. Oft berichtet er, allerdings stets mit mehr oder minder starken Abweichungen, was sein Inneres bewegt, über frohe und trübe Ereignisse, mehrmals am selben Tage an verschiedene Adressaten.¹⁾

* * *

Melchior's Familie gehört zu den ältesten Patrizierfamilien Bocholts. Wappen und Tradition bringen sie mit der rittenbürtigen Familie gleichen Namens in Verbindung; ein historisch sicherer Beweis ist allerdings dafür schwer zu erbringen.²⁾ In der stiftsmünsterischen Stadt haben die Vorfahren Melchior's manches Ehrenamt beklei-

¹⁾ Die Besitzerin des kostbaren Brieffchatzes, die greise Nichte des Kardinals, Fräulein Marie Diepenbrock in Münster, die in jungen Jahren in Johannesberg bei ihm gewesen, hat mir die Briefe mit größter Freigebigkeit zur Verfügung gestellt; ebenso einige andere Erinnerungen an den Kardinal. Eine große Enttäuschung bereiteten mir die in ihrem Besitze befindlichen ungefähr 30 Brentanobriefe, meist Schreiben Clemens Brentanos an Apollonia Diepenbrock. Es sind fast stets rhetorische Ergüsse, ohne thatsächlichen Inhalt; immerhin wichtig für die Richtung, die der Dichter in seinen letzten Lebensjahren genommen, aber nicht für die Zeitgeschichte und nur selten für die Charakteristik Diepenbrocks. Am interessantesten sind, wie auch sonst bekannt, die Briefflüsse. In einem Briefe vom 20. Juni 1832 an Apollonia Diepenbrock macht er die auffällige Bemerkung, daß es ihm „schwer fällt, was man wohl nicht glauben sollte, zu schreiben. An so einem Brief muß ich immer ein paar Tage mich quälen.“

²⁾ Hiernach die Angaben bei Förster und Reinkens zu corrigieren.

det. Der Vater war Hofkammerrath des Fürsten Salm-Anholt, der Anfang dieses Jahrhunderts zeitweilig Bocholt und Umgegend als mediatisirtes Fürstenthum besaß, hatte bei der Stadt ein freundlich gelegenes Landgut und Antheil an einem Eisenwerke in Ulft, jenseits der Grenze, im Holländischen gelegen, dessen Betrieb den Kardinal noch lebhaft interessierte. Anton Diepenbrock war eine kindlich fromme Natur, dabei für seine Zeit vielseitig gebildet; die Mutter seiner zehn Kinder,¹⁾ Tochter eines Kurmainzischen Hofraths, lebte und sorgte nur für das leibliche und geistliche Wohl ihrer Kinder. Anmuthende Züge hat Förster in seinem Lebensbilde von ihr gegeben. Tiefergreifend sind die Schilderungen ihrer letzten Tage bei Meinkens. Auch in den mir vorliegenden Briefen wird ihrer mit innigster Kindesliebe gedacht. „O Gott, wie unbegreiflich hast du uns vor andern gesegnet durch so gute Eltern“ ruft Melchior Diepenbrock einmal aus. „Melchior“, schreibt Clemens Brentano nach ihrem Tode an Apollonia einmal, „spricht viel schönes über ihren starken Charakter in einer sehr verwickelten Lage. Auch die Kranke (Anna Katharina Emmerich) sagt immer von ihr, daß sie etwas großartiges in sich gehabt habe, was sie zu einer Selbständigkeit geführt, welche viel Gutes bewahrt habe, der es aber anderes beizubringen auch große Schwierigkeiten hatte.“ Das charakteristische Familienbild, das Melchior 1821 dem Freunde zeichnet, ist etwas weniger licht:

Sch habe hier alles beym Alten angetroffen: Viel Liebe und Glauben, viel Noth und Glend, viel Gebet und Gesehn, viel Geseh und Geseget,

1) Außer Melchior haben sich einen bekannten Namen erworben seine Schwester Apollonia, eine der größten Wohlthäterinnen unseres Jahrhunderts (man vgl. ihr Lebensbild von H. Jacob, Regensburg 1880) und sein Bruder Joseph, Officier in preussischen, griechischen und oesterreichischen Diensten, 1848ger Revolutionär, Dichter und Romanschriftsteller. Vgl. über ihn Naßmann, Nachrichten. Neue Folge S. 48 f. Er starb 1884.

viel Arbeiten und Sorgen für viel Essen und Trinken zc. Der Vater ist unbeschreiblich lieb und leidend; mit einem guten Seelenführer, der seine Skrupulosität am unrechten Fleck auf den rechten kehrte, wäre ihm von Grund aus geholfen; bei der Mutter würde es mehr Mühe kosten, aber doch auch denk' ich gelingen. — Sie hat einen großen Fonds von Liebe und Güte, sie ist nur über ihre Mängel verblendet und glaubt daß eben das, wodurch sie sich und andere drückt, ihr Sorgen und Schaffen und Misstrauen zu dem Ganzen einer kompletten Hausmutter gehört. ¹⁾ Die Appel ist groß, ich demüthige mich tief vor ihr; sie empfindet all die Noth so tief, und trägt sie doch so stark und heimlich. Auch Visette ist gut; ich denke sie hat ihr Sehnen und Schwächen auf den geworfen, der ihr Herz tröstet und füllet. Die Kinder sind in einer schweren Schule, wo man entweder viel lernt, oder aus der Lehre läuft, wie ich thun würde, und früher gethan habe. Gott wolle Allen helfen, Appel meint aber, daß sich seit dem Verkehr mit Ihnen manches gebessert habe.

Wir dürfen dies Bild für das richtigere halten. Die Skrupulosität veranlaßte den Vater, da er erfahren, daß ein bekannter Bocholter, später großer Wohlthäter seiner Vaterstadt, auf der Universität seine religiösen Jugendausschauungen preisgegeben hatte, keinen seiner Söhne auf die Universität zu schicken. Derartige Züge kleinlicheren Geistes bieten uns auch den Schlüssel zu dem in gewissem Sinne abenteuerlichen Jugendleben Melchior's. Wohl hing er stets an den Eltern, ²⁾ aber weder der Vater mit seinen Skrupeln

¹⁾ In einem andern Briefe spricht Melchior von den „Sorgenetz“ der Mutter.

²⁾ Man lese nur folgende Stelle aus einem Briefe an seine Schwester: Der I. Vater schreibt mir Clemens werde mit Professor Windischmann zu euch kommen; das freut mich; ihr werdet einen recht frommen geistreichen Mann kennen lernen. Besonders für den guten Vater freut es mich, damit er mal wieder durch geist- und herzvolle Mittheilung von seinen dürren Altenarbeiten erquickt werde; und doch erwerben ihm eben diese so dürren, weltliche Arbeiten großes Verdienst, dem guten lieben Vater, weil er sie so treu, so sorgsam verrichtet, obschon sie so sehr seiner ganz empfindsamen höheren Natur widerstreiten. Erquickt ihn nur recht in den Zwischenstunden durch liebevolle, erbauliche Unterhaltung, daß ihn Gott noch erhalte, nicht so sehr für ihn selbst als für uns (denn seine Ruhe ist bei Gott) und die gute liebe Mutter auch.

noch die Mutter mit ihrer rührenden Liebe, die nur Sorge war, waren im Stande, Gemüth, Geist und Willen des so überraschend reich begabten Knaben zu lenken und, wo es Noth that, zu beugen. So kam es, daß er als zwölfjähriger Knabe schon aus drei Instituten entlassen oder nach Hause geschickt war: Vikar Büttner in Velen wagte nicht mehr für sein Leben zu bürgen, nachdem der wilde Knabe den Schloßthurm erstiegen hatte, um das Glockenspiel in Gang zu bringen. Die französischen Erzieher in Haus Wilkinghege bei Münster entdeckten nach seinem Eintritt ins Institut allerlei Bedenkliches: geplünderte Obstbäume, Lieblingaufenthalt der Zöglinge in den höchsten Dachregionen, sogar kleine Empörungen; Melchior mußte heimkehren. Seiner Neigung zum Soldatenstand folgend trat er 1810 ins Bonner Militärlyceum: wegen Indisciplin wurde er bald entlassen. Auch für den Heranwachsenden fehlte der rechte Erzieher: kein Wunder, daß der blutjunge Offizier trotz seines tollkühnen Wagemuthes, besonders bei der Belagerung von Landau,¹⁾ trotz seiner leidenschaftlichen Liebe für seinen Stand, wegen Insubordination bald ausscheiden mußte. Beinahe glich Melchiors Leben einer verfehlten Existenz in einem Alter, wo die meisten andern Menschen noch nichts erlebt haben.

Die hübsche Schilderung dieser Jugenderlebnisse bei Förster und Reinkens stammt aus der Feder Charlottens von Neumayer, einer geistvollen, langjährigen Bekannten Diepenbrocks. Wann sie aufgezeichnet sind, ist unbekannt. Daß sie sämmtlich auf Wahrheit beruhen, ergibt sich aus einer — der erwähnten Dame und Reinkens unbekanntem, — fast gleichzeitigen, höchst interessanten Quelle. Im Besiß der genannten Richte des Kardinals befinden sich nämlich 9 Schattenbilder, roh, aber mit einer ausgezeichneten Gabe für Charakteristik entworfen, die die Jugendschicksale des

¹⁾ Eine Schilderung seiner Tapferkeit ist noch handschriftlich vorhanden.

jungen Geistlichen Diepenbrock humoristisch darstellen. Sie bildeten früher wohl ein Ganzes, sind mit Del getränkt und damit die vor dem Lichte hergezogenen Figuren noch deutlicher hervortreten, ist die Rückseite mit Ausnahme der Stellen, wo die Figuren durchschimmern, geschwärzt. Landschaftlich sind sie besonders interessant: da erscheint die Holtwicker Wind- und Wassermühle, der Garten, das Innere des Herrenhauses u. s. w. Dazu gehört ein Gedicht, das im Bänkefängertone Leben und Thaten des Helden feiert. Sicherer Tradition zufolge hat Clemens Brentano die Schattenbilder gezeichnet; vielleicht eine Verwandte des spätern Kardinals den Text geschrieben. Das Ganze muß, da ein „Chorus“ dabei vorkommt, vor größerer Versammlung aufgeführt sein.

Da steht nach der Einleitung, daß alle erschienen seien sich heute mit Melchior zu freuen, weiter in Wort und Bild:

Als Kind im vierten Jahre
Die Pfeife in der Hand,
Hieltst du schon am Altare
Die Predigt ganz charmant.¹⁾

Da wird die Berlegenheit des guten Vikars Büttner geschildert:

In Belen stahlst du Kirschchen
Statt in die Schul' zu geh'n
Und unter Zähnekirschchen
Mußt es der Lehrer seh'n.
Und glaubt er dich zu haschen
Der brave Gottesmann;
Traf er dich statt beim Raschen
Schon bei den Büchern an.

Da kommt die Rückkehr von Borg (Willinghege), ferner wie er in Bonn bald seinen Abschied genommen:

Doch weil's dir im Lyceum
Auch gar nicht heimlich war,
Sangst du bald dein Te Deum
Und kehrt nach Hause gar!

¹⁾ In einem Briefe an Apollonia vom J. 1824 gedenkt Melchior der „Praedigtpipe,“ die sein späteres Wirken angedeutet habe.

Wie hierauf am Schluß der Freiheitskriege:

Tönt die Kriegstrompete
Durchs ganze Preußenland,
Nach Frankreich an der tête
Ziehst du als Lieutenant.

Wie er dann das Amt des Gartenpförtners, Pflaumen-
schüttlers, Jägers und Fischers auf dem väterlichen Gute
bekleidete, und seine Berufswahl unter dem Einfluß Sailers.

Daß Brentano ein geschickter Zeichner, und gerade auf dem
Gebiete der Karrikatur war, findet sich auch in seinen Werken
erwähnt.¹⁾ So darf man in diesem Punkte der Tradition un-
bedingt trauen. Schwierig ist jedoch die Zeit der Entstehung
der Bilder genau festzustellen und nach dieser Seite hin
hat auch die erste Abhandlung,²⁾ welche Bilder und Lied
erwähnt, fehlgegriffen. Sie verlegt die Abfassungszeit in
die „ersten dreißiger Jahre,“ als Melchior schon Domka-
pitular war. Nach den bis jetzt durch Reinkens sicher ge-
stellten Daten ist Melchior zuletzt 1826 und 1829, das
letzte Mal kurz vor seiner Ernennung zum Domkapitular,
in Bocholt gewesen. Wären nur oben genannte 9 Bilder
bekannt, so würde man mit ziemlicher Sicherheit die Ent-
stehungszeit in den Sommer 1826 verlegen. Die frohen
Tage, welche beide Freunde Melchior und Brentano in
Haus Horst verlebten, sind mit prächtiger Anschaulichkeit
bei Reinkens S. 95 ff. geschildert. In diese Stimmung
passen vorzüglich Bilder und Verse hinein.

¹⁾ Gesammelte Werke Bd. 8 S. 45 bei der Schilderung seines Aufen-
thaltes in Landslut.

²⁾ W. Sterneberg, Zum hundertjährigen Geburtsfeste Clemens
Brentano's in Alte und neue Welt, 1879, S. 103 ff. und 134 ff.
Der Artikel scheint in der litterarischen Welt unbekannt geblieben zu
sein. Als im vorigen Jahre die Frankfurter Zeitung eine Notiz über
einen Vortrag brachte, den ich über die Bilder im Münsterschen Alter-
thumsverein gehalten hatte, erhielt ich von mehreren angesehenen Zeit-
schriften Anfragen wegen ihrer Veröffentlichung. Eine Reproduktion
ist wegen des nachgedunkelten Oelpapiers sehr schwer.

Nun existiert aber noch ein zehntes Bild von gleicher Größe und gleichem Aussehen, von dem Sterneberg eine Zeichnung veröffentlicht hat. Es darf aber nicht als Schattenbild bezeichnet werden, da es mit Kohle entworfen ist und beinahe will mir scheinen, mit größerer Technik als die neun andern. Das Bild stellt einen auf der Todtenbahre liegenden Domherrn dar mit der Ueberschrift in holländischer Sprache — in der auch die folgenden Inschriften abgefaßt sind —, daß hier ein Mann, Melchior Diepenbrock begraben liege,

Die in zijn Leven
Van ik weet niet wat
En weet niet woe geschreven.

Darunter steht eine bekannte drastische Gesundheitsregel Boerhave's. Zur rechten Seite leckt eine Katze an einer mit einem Löschhorn halb ausgelöschten Kerze und darunter steht:

Uit de Minne van de Smeer
Lekt de Kat den Kandelaer.
As de Domper dompt het Licht
Komt de Domheer voort Gericht.

Zur Rechten küssen zwei Köpfe (Mann und Frau?) eine Feder, in die ein Löwe kräftig beißt. Darunter:

Uit Haat tegen gemongte Echt
Heeft hij met de Pen gevecht,
De beijersche Leeuw heeft dit gewroken
En hem zijne pen gebroken.

Die erste Strophe läßt sich vielleicht als Warnung vor einem schlimmen Priesterleben, da auch der Domherr Rechenschaft ablegen müsse, deuten; daß das bei Diepenbrock nur scherzhaft zu nehmen ist, liegt auf der Hand. Die Erwähnung des „Domherrn“ hätte im Sommer 1829 beim letzten Besuche Diepenbrocks in Haus Horst keine Schwierigkeit, weil damals die Ernennungsfrage schon erörtert wurde.

Was will aber die Inschrift links besagen? Diepenbrock soll aus Abneigung gegen die gemischten Ehen mit der Feder gefochten und der bayrische Löwe ihm die Feder zerbrochen haben? Direkt wissen wir über eine solche Thätigkeit Diepenbrocks nichts. Zu Streitigkeiten in der Mischehenfrage, die für seine Zeit in Betracht gezogen werden können, kam es Ende 1830 und vor allem in den beiden folgenden Jahren¹⁾. Der sonst so milde Sailer trat hier mit auffallender Energie für die Handhabung strengerer Disciplin ein. Wie noch seine letzten Stunden dadurch getrübt wurden, ergibt sich aus der unten folgenden Erzählung Diepenbrocks an Brentano. Bei dem innigen Verhältniſſe Sailers zu seinem Schüler und bei der sonst bekannten litterarischen Beihülfe, die Melchior ihm leistete, ist es wohl unzweifelhaft, daß er einen oder andern Erlaß Sailers in dieser Angelegenheit verfaßt hat.²⁾ Folgen wir dieser Spur, so ließe sich auch die Erklärung für den natürlich scherzhaft zu nehmenden Angriff des bayrischen Löwen in den Beschlüssen der bayrischen Kammern und in den Verordnungen der Regierung finden.

Aber dann müßte das letzte Bild der Zeit nach 1830 entstammen, könnte also mit den andern sicher an Ort und Stelle d. h. in Westfalen gezeichneten nicht zugleich entstanden sein, da Brentano nach 1829 nicht mehr in Bocholt gewesen ist. Und dann das gewandte Holländisch? Unmöglich wäre es freilich nicht, daß dem süddeutsch sprechenden Dichter Verwandte Diepenbrocks geholfen haben. Eine sichere Lösung ist zur Zeit nicht möglich. Hervorgehoben sei nur noch, daß das Auftreten Diepenbrocks gegen den Münchener Hofprediger Eberhard (1841) nicht herangezogen werden kann.

¹⁾ Vgl. zum folgenden (StrodI), das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern seit dem Abschluß des Concordates S. 235 ff.

²⁾ Reinfens ist über diese heißen Dinge hinweggeglitten.

Jedenfalls werden Bilder und Gedicht als durchaus authentische Quellen für die Jugendgeschichte Diepenbrocks ihren eigenthümlichen Werth behalten.

* * *

Der wahre Lehrmeister Diepenbrocks wurde der große bayrische Theologe Michael Sailer. Er führte Melchior (seit 1817) auf die für ihn bestimmte Lebensbahn, die der Zwanzigjährige zunächst zögernd, dann mit dem ihm eigenen glühenden Eifer betrat, und die ihn im Jahre 1823 in die Hallen des Priestertums brachte. Mit Sailer erschien der geistprühende Clemens Brentano in dem stillen westfälischen Winkel und brachte das Diepenbrocksche Haus in Aufruhr. Auch die Dichterin Luise Hensel kam und schloß mit der gleichgesinnten Apollonia Lebensfreundschaft. Ein gemeinsames Band gab es außer den zahlreichen sonstigen Anknüpfungspunkten: die Verehrung für die berühmte Dülmener Nonne Anna Catharina Emmerich. „Wieviel Glück schon durch letztere auf unsere Familie gekommen ist, das erwäge ich fast täglich unter Dankgebet,“ schreibt Melchior einmal. Ihn, den Romantiker, der für die Mystik der Vergangenheit schwärmte, zog es oft an das Lager der Kranken.

Brentano schloß sich Melchior aufs engste an. Leider ist von ihrem Briefwechsel nur wenig erhalten. In den spätern Jahren scheinen sie übrigens nur durch Vermittelung Apollonias brieflich mit einander verkehrt zu haben. Aber gerade aus dem Jahre 1821, wo sonst die Nachrichten über Diepenbrock fast ganz fehlen, liegen einige Briefe des letzteren an den Dichter vor. Diepenbrock studierte damals in Münster Theologie. Noch gährte es in seinem Innern, die strahlende, durch nichts zu trübende Ruhe der späteren Zeit fehlt noch den Briefen; freilich waren auch die Münsterschen Verhältnisse wenig tröstlich für ihn. So heißt es in dem Briefe vom 22. Mai 1821:

Meine theologische Studien-Angelegenheit habe ich in die Hand Gottes gestellt; obgleich mich noch manchmal die Lust anwandelt, sie für einen Augenblick wieder herauszunehmen und selbst daran zu dreheln, oder darüber zu murren, daß ich den Meißel nicht anzusetzen weiß. Ach! wieviel hätte ich gewonnen gehabt, wenn das Mainzer Seminar so gewesen wäre wie es sollte; aber auf ein Seminar habe ich alle Hoffnung nun aufgegeben; denn das Mainzer ist doch noch wohl von allen das beste; wenigstens besser glaube ich als das hiesige. Der Geist unter den meisten hiesigen Theologen ist auch erbärmlich; erst heute habe ich erfahren daß eine ganze Junft derselben in den Fastnachtstagen 2 mal heimlich Ball gehalten, und namentlich bis Fastnachtssonntag Morgens 9 Uhr getanzt habe; andere sind maskirt auf die Redoute gegangen, und haben dort getanzt und geoffen.¹⁾ So was stellt die pedantischen Forderungen die an mich gemacht werden, in's rechte Licht; doch fiat voluntas tua. Ich möchte wünschen, daß noch irgendwo ein ächtes Kloster bestände; ich hätte große Lust in ein solches zu gehen; aber ich drehle schon wieder — Geduld! Bitten Sie doch die liebe G(unnerich), — daß sie für mich bete, damit mir Gott eine Thüre zeige, wodurch ich in sein Heiligthum eingehen könne, ohne mir an den Sparren, womit die gewöhnliche verammelt ist, den Kopf zu verrennen, und auch Sie, beten Sie für mich, ich thue ja täglich das gleiche für Sie.

Am 16. Juli berichtet er über seine Bemühungen für Clemens ein steinernes Crucifix zu erwerben. Er hat eins in Aegidii gesehen und eins bei einem Bildhauer Grahl „einem verkommenen Dresdener Genie.“ Das von Aegidii sei gewiß 500 Thaler werth. Dann sammelt er für den Freund Büschelkraut auf einsamen Spaziergängen.

Ich habe auf jener Haide einen guten Freund, einen frommen Schäfer, der mir gern etwas sammelt. Ich machte seine Bekanntschaft durch ein Buch, welches er in der Hand hatte, ein dickes altes Leben Christi, ohne Titel. Es war sein Zeitvertreib auf der Haide; und weil es sehr zerrissen und verschliffen war, versprach ich ihm ein anderes hübsches Buch. Ich muß nun sehn, daß ich eins auftreibe, und er wird mir dafür gern Büschelkraut sammeln.²⁾ . . .

¹⁾ Auch von anderer Seite wird mir bestätigt, daß die Verhältnisse damals im Münsterschen Seminar keine guten waren.

²⁾ Die Zeit der gelehrten westfälischen Schäfer ist wohl vorüber. Schreiber dieses lernte die Anfangsgründe des Griechischen bei einem Schäfergreise, der in den Freiheitskriegen die Studentenmütze mit Säbel und Gewehr vertauscht hatte.

Der König hat hier an der protestantischen Kirche seinen Geschmack wieder bewiesen. Die Treppen und Esplanaden fähren einem Theater ähnlich, und könnten alten Leuten bey dem Abendmahl gefährlich werden; daß der Prediger auf der Kanzel dem Altar den Rücken zudrehe, sei höchst unschicklich zc. Es wird schon daran gearbeitet es zu ändern.

Ganz anders ist die Stimmung in den Briefen aus Regensburg. Der Sailer'sche Einfluß beginnt mächtig zu wirken. Er klingt wieder aus jeder Zeile des Briefes, den er am 13. März 1822 seinem herzlich geliebten älteren Bruder Bernhard sandte:

Ach lieber Bernard, wenn wir nur immer ein recht lebendiges Feuer der Liebe in uns hätten, so würde alles Leiden, was uns trifft, nur dazu dienen, dieses Feuer zu unterhalten und zu stärken, es würde uns also selbst zur Liebe und dadurch süß und köstlich werden. Du erinnerst Dich ja wohl noch aus unseren Tagen der Verblendung, als wir mit Leidenschaftlicher Liebe an irgend einem Geschöpfe hingen, wie wohl es uns da gethan hätte, wenn wir für den geliebten Gegenstand etwas hätten leiden können. Und was hatten jene Geschöpfe für uns gethan? Nichts; sie neckten uns oft nur und hatten ihre stolze Freude an unserer Qual. Was that aber dagegen die ewige Liebe für uns? . . . Lies öfter in dem herrlichen Kempis besonders das letzte Kapitel des 2. Buches; lies auch das neue Testament, die Psalmen, mit gottergebenem Gemüth und unter Gebet. Das Lesen solcher Bücher ist mein bester, bleibendster, innigster Trost und meine Erquickung. Auch glaube ich, würde „das Leben heiliger Seelen von Tersteegen“¹⁾ welches Du von Postel²⁾ bekommen kannst, mit Innigkeit gelesen, viele Freude und Trost machen. Versuche es einmal; mich entzückt es immer wieder. Nun adieu Geliebter, grüße Dein theures Weib und Kinder, und Vater und Mutter und alle Lieben. Die Gnade unseres Herrn J. Ch. sei mit Dir und Deinem Melchior.

Ein paar Monate später bittet er seine Schwester Apollonia: „Bete recht für mich, daß ich ein guter Priester werde, und sonst lieber vorher sterbe.“

Sailer'sches Empfinden athmet auch aus folgenden Zeilen an seine Schwester vom 4. December desselben Jahres:

Du hast mir so allerhand schönes erzählt, von eurer Reise von den lieben Bekanntschaften, die ihr gemacht. So etwas ist auch das einzige

¹⁾ Ein bekannter protestantischer Mystiker.

²⁾ Ein Verwandter.

Tröstende auf der Reise. Denn die meisten Menschen, mit denen man zusammenkommt, sind leider so ganz außer unserem Element, daß einem fast der Athem ausgeht, sobald man sich in das ihrige einläßt; dazu ist man dann schon an sich durch das Zerstreuende der Reise außer Sammlung, und um so weniger auf seiner Huth. Es sollte freylich nicht seyn, man sollte sich überall gleich, überall bey Gott seyn, und wir müssen auch in dieser Hinsicht die Kraft der Gnade in den ersten Christen anstaunen, die durch die abgefeimtesten und schändlichsten Mittel nicht aus der heiligen Stimmung zu bringen waren. Gott stärke uns. Du sehnst Dich nach dem Kloster, liebe Appel, gedulde Dich, so es Gottes Wille ist, so wird Dein Sehnen erfüllt werden. Bedenke aber auch, daß nicht das Gebet allein und die Klausur das Kloster mache; daß dazu ein bis in die Zehen und Fingerspitzen durchdrungener Geist der Selbsterläugnung und Liebe gehöre, der sich leider in den noch oder schon bestehenden Klöstern noch nicht überall einfinden will und daß ohne diesen Geist selbst nach dem Ausspruch Deiner erleuchteten und erfahrenen Freundin das Klosterleben ein Hölleleben werden kann, wenn man nicht die seltene Gabe eines Theresianischen Erneuerungs- und Belebungs-Geistes besitzt, mit dem man mehr als Ferment denn als zu durchgåhrende Masse in ein Kloster geht. Gedulde Dich daher, liebe, Gott wird es fügen; die Geduld ist auch ein Klosterlein, in dem die Klausur manchmal sehr hart fällt. Gott ist darin selbst der Novizmeister, und das Leben darin um so verdienstlicher. — Bedenke auch wie viel Gutes Du für Dich und andere in Deiner jetzigen Lage thun kannst; Deine alten Eltern erfreuend, Deine Geschwister erbauend &c. Gott fügt es schon recht.

Vater Sailer ist Gott dank recht wohl. Am Montag taufte er noch in großer Feierlichkeit einen jungen hiesigen Juden, und ertheilte darauf ihm und seiner schon früher Christin gewordenen Schwester die hl. Firmung; darauf war Messe, in welcher der Neugetaufte die h. Kommunion, und so in 1 Tage 3 h. Sakramente empfing. Welche Gnade! — Das Ganze war sehr erbauend und rührend, besonders durch das würde- und salbungsvolle Benehmen des lieben Bischofes. Er hielt 2 kräftige geistvolle Anreden, eine an die Anwesenden, eine andere an den Täufling und seinen Pather. — Gott erhalte ihn noch lange.

Selbst die Liebe zu den Seinigen faßt er jetzt mystisch verklärt auf:

„Dein Brief, gutes Appelenchen,“ schreibt er wohl 1823 im Februar, „hat mir große Freude gemacht, weil er mich so ganz wieder in den Kreis der geliebten Familie hineingesetzt hat und mir kurze Nachricht von einem jeden Gliede derselben gegeben hat. Ihr glaubt gar nicht, wie wohl es

mir thut, wenn durch solche ausführliche, selbst in's Kleinliche gehende Mittheilungen das Bild meiner Lieben wieder so recht lebendig aufgefrischt wird. Denn wenngleich die Liebe ihrem Wesen nach unwandelbar ist, wo sie in Gott besteht, so bedarf sie doch, so lange sie wie eine Kohle unter dem Aschenhaufen des Leibes glimmt, äußerer Anregungen; warum brächte sonst das leibliche Wiedersehn so große Freude? Und warum hätte Gott selbst sinnliche Dinge zu Trägern seiner Liebe und zur Anregung und Belebung der unfrigen in den kirchlichen Heilmitteln angeordnet? Weil er das Bedürfniß unserer in die Materie versunkenen Natur kannte und ihm erbarmungsvoll entgegenkam.“

* * *

Zu Ende 1823 wurde Melchior von seinem geliebten Vater Sailer, Bischof von Regensburg, zum Priester geweiht: einige Wochen vorher war seine Mutter „wie eine Heilige“ gestorben. Glückliche Jahre kamen für ihn; in innigster Gemeinschaft mit dem ehrwürdigen bischöflichen Greise flossen sie dahin bis zu Sailers Tode 1832. Aus dem Bericht, den er über den für ihn unerseßlichen Verlust an Clemens Brentano sandte, ist nur ein kleines Stück bei Förster und Reinkens bekannt geworden. Ich lasse darum das vom 21. Mai 1832 datierte Schreiben, das namentlich wichtig ist wegen einer kirchenpolitischen Aeußerung des sterbenden Bischofs, vollständig folgen:

Das, wovor ich seit Jahren täglich zitterte, ist geschehen, der geliebte, der liebenswürdigste Vater Sailer ist heimgegangen. Gestern Sonntag Morgen 5 Uhr, gerade als man das Angelus läutete, fing auch für ihn der ewige Sabbath an. Er hatte mehrere Tage zuvor einen neuen Rückfall erlitten, der sich in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag schlagartig wiederholte; er war aber voll Besinnung, kannte uns alle, lächelte jeden mit unaussprechlicher Liebe an, empfing am Samstag Morgen aus der Hand des Bischofs Wittman die h. Sterbesakramente; reden konnte er nicht mehr, weil die Zunge und die ganze rechte Seite gelähmt war; als aber Wittman weggehend ihm dankte für alles Gute, das er dem Bisthum und ihm persönlich erwiesen, führte er mit unaussprechlichem Liebesausdruck die halbgelähmte linke Hand an den Mund, und dann gegen ihn, als wollte er ihm den letzten Friedensfuß reichen. Bis Sonntag Nachmittag 3 Uhr kannte er noch alle Leute, lächelte jeden freundlichst an, und stammelte eine freundliche Silbe halbverständlich; von 3 Uhr an fiel

er in Schummer und dieser dauerte fort bis zum Tode. Der Athem wurde immer kürzer, der Puls unregelmäßiger, und so schlief er endlich ein, sanft wie er gelebt hatte. Seine Leiche ist die schönste die ich je gesehen, zwar etwas eingefallen um den Mund herum, aber der liebliche Todesernst des Christen ruht in allen Zügen. Jeder der ihn sieht auch der unempfindlichste wird zu Tränen gerührt. Ich kann es immer noch nicht glauben, ich bin wie betäubt,¹⁾ und dabei von allerhand äußern Sorgen hundertfach in Anspruch genommen; Gerichtsobsignationen, Beforgung der Leichenfeier zc. auch hat er mich und Domherrn Redel zu Executoren ernannt. Therese²⁾ ist höchst betrübt aber doch gefasster und ergebener, als ich hoffen durfte. Der Geist des liebenden Dunkel wird sie auch in dieser Trübsal trösten. — Wie einsam und verlassen ich hier stehe, kannst du dir denken. Ich kann und mag nicht in die Zukunft blicken; Gott wird alles recht machen. Das letzte, was der Selige 3 Tage vor seinem Tode mit halbgelähmter Hand, aber mit vollem Bewußtsein unterschrieb, war eine freimüthige Erklärung³⁾ an den König, veranlaßt durch eine wiederholte dringende Zumuthung des Ministers, er möge seinen Geistlichen unverzüglich anweisen, gemischte Ehen mit akatholischer Kindererziehung zu proclamieren. Er schrieb hierauf: „Nachdem der Erzbischoff auf seinen Antrag über die in Mitte liegende kirchliche Frage, ob die vom Tridentinum angeordnete Proclamation u. s. w. auch auf gemischte Ehen mit akatholischer Kindererziehung angewendet werden durfte oder nicht? eine Entscheidung des apostolischen Stuhles nach Art. XII des Concordats nachgesucht habe, so halte er es für seine h. Amtspflicht, diese Entscheidung des päpstlichen Oberhauptes abzuwarten, und er hoffe zuversichtlich seine Majestät werde nicht verlangen noch dulden, daß er hierin an seiner Gewissensfreiheit gekränkt, und ihm etwas zugemuthet werde, das ihn in die Nothwendigkeit versetzen könnte, das Wort des Apostels auf sich anzuwenden. In übrigen berufe er sich auf seine im jüngst erlassenen Hirtenbriefe öffentlich ausgesprochene Grundsätze und Gesinnungen.“ So war also sein letzter bischöflicher Amtssact, ein Zeugniß seiner Ergebenheit an den päpstlichen Stuhl. Ich kann jetzt nicht mehr schreiben, wenn ich wieder denke, daß der Liebenswürdige todt ist, so bricht mir Auge und Herz. Adieu also! schreibe mir ein Trostwort, und sende diesen Brief nach Coblenz, weil ich unmöglich an alle schreiben kann. Ob der Vater schon dort ist, weiß ich nicht. Der Selige fragte mich täglich, ob ich noch keine Nachricht habe. Der Vater und Du, und alle die er am Rhein gekannt, lagen ihm nahe am Herzen und er sprach täglich

¹⁾ Soweit die Drucke.

²⁾ Die Nichte Sallers.

³⁾ Vgl. hierzu (Strod1), das Recht . . . S. 261.

davon; wie wird er erst im Himmel für uns beten. Nochmals Adieu dein tiefbetrübter Melchior. Möge Sailers Liebe unter uns bleiben, die wir ihn geliebt haben.

d. 24. Maij. Gestern Nachmittag 4 Uhr haben wir also die sterbliche Hülle des Unvergleichlichen in eine Gruft in der Domkirche beigelegt. Die Theilnahme des Publikums war ungemein groß. Der Zug dauerte über eine Stunde. Da seine 2 Vettern nicht sobald kommen konnten, so waren G. v. Schenk, Proste und ich die Kläger, und wahrhaft Kläger; denn wir alle 3 gingen hinter der Leiche unseres geistlichen Vaters. O Gott ein solches Herz voll Liebe und Theilnahme an allem Guten, wie das seinige, wo ist es wieder zu finden? nirgends auf der Welt, und sein Tod macht die Erde ärmer, als einer glaubt. Halten wir nur sein Bild in der Seele fest, und streben wir ihm ähnlich zu werden, in Liebe und felsenfesten Vertrauen auf Gott, der ihn sein 80 jähriges vielgeprüftes Leben hindurch, in so furchtbaren Stürmen aufrechterhalten und ihn durch den sanftesten Tod in den Schooß des Herrn eingeführt hat. Wenn ich nicht vom Hochseligen als Executor aufgestellt und also gebunden wäre, so hätte ich, um mich zu erholen, eine Ausflucht zu deiner Familie gemacht, jetzt darf ich nicht fort. Vielleicht später. Von seinem wunderbar schönen Kopfe, habe ich einen Gipsabdruck machen lassen, und auch auf dem Paradebette, wo er in vollem Ornat und mit dem verklärtesten Angesichte lag, als wolle er jeden Augenblick sich erheben und sprechen, habe ich ihn durch eine geschickte Zeichnerin zeichnen lassen. Das Blatt wird gestochen, und so es fertig ist, schicke ich Abdrücke für Dich und die Meinigen. Mehr als 10000 Menschen sind in den 3 Tagen, wo er ausgestellt war, ins Haus geströmt, um die schöne Leiche zu sehn, und alle gingen gerührt und ergriffen.

Es ist merkwürdig, daß diese liebe Seele gerade beim Läuten des Angelus verschied, er hat ihn immer auf den Knien im Bett gebetet, und seine Mutter ist auch gerade zur selben Zeit verschieden, und ihm erschienen, wie er uns selbst erzählt.

*

*

*

Diepenbrocks Namen wird mit Ehren unter den Dichtern geistlicher Lieder in Deutschland genannt. Tiefe des Gefühls, gewaltiger Bilderreichtum in der Sprache, große Reimgewandtheit befähigten ihn zum dichterischen Schaffen. In trüben Stunden, die namentlich ein früh ausgebildetes Unterleibsleiden ihm brachten, suchte er Trost in der Poesie.

Seiner Neigung für die Mystik folgend griff er zu den prächtigen farbenreichen Schöpfungen spanischer Mystiker, übersetzte sie und fügte aus Eigenem hinzu. In neuerer Zeit hat kaum ein Dichter den einfachen Legendenton so gut getroffen wie Diepenbrock. Eine größere Anzahl seiner Schöpfungen sind in Erbauungs-, Volks- und Schulbücher übergegangen, mehrere komponiert. Zu den zartesten Blüten der neuen geistlichen Litteratur gehört das „Wiegenlied der Mutter Gottes:“

Die ihr dort waltet
 Unter den Palmen,
 Heilige Engel,
 Sehet, es schlummert
 Lieblich mein Kind:
 Haltet die Zweige.
 Sänftigt den Wind.

Zugleich gewann er den spätern bayrischen Minister v. Schenk und Luise Hensel als Mitarbeiter. Die vereinten Schöpfungen erschienen 1829 als „geistlicher Blumenstrauß“ und erregten berechtigtes Aufsehen. Wiederholt wurde das Büchlein aufgelegt. Das folgende an Luise Hensel gerichtete Schreiben vom 1. Januar 1829 scheint auch dem verdienstvollen Herausgeber der Henselbiographie unbekannt geblieben zu sein:

Liebe Freundin und Schwester im Herrn! Aus weiter Ferne komme ich mit einer großen, großen Bitte an Sie, und die Ihnen doch zu erfüllen nichts weiter als das kleine, kleine Wörtchen Ja kostet, und die Sie mir nicht abschlagen können, ohne mir böß zu werden. Meine Bitte ist die: Ich habe mich seit längerer Zeit in Nebenstunden zur Beschwichtigung meines oft durch Krankheit bedrückten Gemüthes mit geistlichen Poesieen und namentlich mit Übersetzung vorzüglich schöner Lieder aus dem Spanischen beschäftigt. Meine Versuche gefielen mehreren Freunden, und namentlich Clemens so wohl, daß sie mich aufforderten, sie drucken zu lassen. Ich versprach es, wenn sie nur Beiträge liefern wollten. Da habe ich denn einiges erhalten, nichts jedoch, was sosehr geeignet wäre mein Büchlein zu zieren, als Ihre schönen Lieder. Und nun komme ich denn mit der Bitte, daß Sie mir erlauben wollen, dieselben darin aufzunehmen.

Es soll gewiß mit der höchsten Schonung Ihrer Person und Verhältnisse geschehn. Nun sagen Sie fein schön Ja. Ich sagte oben, Sie würden mir böß werden, wenn Sie es abschlugen, und das erkläre ich nun so. Da ich in „Katholiken“¹⁾ mehrere von Ihren zartesten Liedern gedruckt fand, und da ich die Bekanntmachung derselben für um so nützlicher hielt, je segreicher sie schon bisher bei denen, die sie kannten, gewirkt haben, wie ich es an mir selbst erfahren und Ihnen dankbar bekenne, so glaubte ich, Ihrer Einwilligung vorhinein gewiß seyn zu dürfen, und habe daher, um den schon beinah vollendeten Druck meines Büchleins nicht aufzuhalten, das Manuscript Ihrer Lieder auch bereits an den Verleger nach Sulzbach gesendet. Das Büchlein wird nun binnen 6 Wochen fertig werden; und ich sende Ihnen dann eine Anzahl Exemplare und das für Sie treffende Honorar, welches zwey Luisdors für den gedruckten Bogen in 12^o ausmacht. Ich hoffe, Sie werden Freude an dem Büchlein haben, und mir meine Freiheit gewiß verzeihn. Überdies sind Ihre schönen Lieder, wie alles Gute, Gabe Gottes; und die theilt sich, wie Gottes Sonne und Gottes Sache gern allen mit, um allen heilsam zu werden. Ich denke also nicht, daß Sie mir böße seyn werden, und verspreche Ihnen dafür, auch Ihnen recht gut zu bleiben, wie ich es von jeher war, seitdem ich aus Liedern und später in Wiesbaden Ihre liebe persönliche Bekanntschaft machte. Vater Sailer, der noch immer recht gesund ist, grüßt Sie recht herzlich und segnet Sie. Beten Sie für uns, wie wir für Sie, und machen Sie mir die große Freude, mir eigenhändig zu schreiben, daß Sie mir nicht böße sind. Gottes Segen über Sie; Er leite Sie auf seinen Wegen zum Ziele, wo wir uns alle ewig finden. Ihr ergebenster Diener und Bruder in Christo M. Diepenbrock. Sekretär bey H. Bischof v. Sailer.

Sie erhalten diesen Brief über Coblenz, von wo man mir noch einen herrlichen Nachtrag Ihrer Lieder gesendet hat. Clemens wird Ihnen auch schreiben. Nochmals Gott befohlen.

Auch späterhin blieb Diepenbrock mit der Dichterin in Korrespondenz. Ihr Bruder der Maler Wilhelm zeichnete den Kardinal²⁾. Als der Blumenstrauß zum zweiten Male

1) Die bekannte Zeitschrift.

2) Diepenbrock wurde wiederholt gemalt, so von einem Wiener Maler. Das Bild hängt im bischöflichen Palais in Breslau. Die Familie war mit dem Ergebnis nicht recht zufrieden. Dann von seinem Neffen Ferdinand Reigers, das Bild wurde in Regensburg von „Allen frappant ähnlich gefunden“. Mehrere Wiederholungen befinden sich im Besitze der Familie des Kardinals. Luise Hensel fand ein noch vorhandenes Daguerrotyp am besten. Vgl. Binder S. 374.

1852 aufgelegt wurde, hat Diepenbrock Luise „den armen Blumenstrauß seiner schönsten Zierde nicht berauben zu wollen“ und sandte ihr von dem Honorar von 300 Thalern zunächst 40 dann für weitere 3 Lieder noch „ein kleines Honorar“ und schließlich 25 Thaler. Er selbst vermachte das übrige dem Regensburger Knabenseminar.

* * *

Diepenbrock stieg rasch auf der kirchlichen Stufenleiter empor. Noch in jungen Jahren wurde er Domkapitular, (1829), später Domdechant (1835) und zeitweilig Generalvikar. Gegen beide Würden hat er sich energisch gestraußt. „Diese Sache,“ schreibt er an Bernhard am 25. Oktober 1829 über die geplante Ernennung zum Domherrn, „liegt mir sehr schwer auf dem Herzen, da ich gar keine Freude zu solcher Stelle habe . . . Ich habe schon mehrmals gegen die Annahme protestirt, aber es hat bis jetzt nichts geholfen und ich stehe in Versuchung unumwunden zu erklären, daß ich das Amt durchaus nicht annehmen kann und will. Was mich einzig noch zurückhält, ist die Rücksicht auf den lieben Bischof, der es sehr wünscht.“

Ludwig I. richtete sein Augenmerk wiederholt auf den Westfalen; nur mit Mühe entging Melchior dem Schicksale, Bischof von Regensburg zu werden. Zu Ende der dreißiger Jahre änderte sich die Lage. Er vereinsamte: eine andere, schärfere Tonart war in Bayern groß geworden, die seine Sympathie nicht hatte. Nicht als ob es ihm an wahren Freunden gefehlt hätte. Als er schon Jahre in Breslau war, schrieb er 1849 an einen bayrischen Freund, der ihn um Rath wegen einer Versetzung gefragt hatte: „Ich habe freilich dabei die Trennung von theuren Freunden nicht in Anschlag gebracht, die auch mir das schwere Scheiden von Regensburg noch schwerer gemacht bis

auf diesen Tag.“ Und im Jahre 1852 singt er in seinem „Nachruf“:

Aus der Ferne blick ich gerne
Nach St. Wolfgang's Sitz so werth,
Wo drei Meister, edle Geister,
Ich gekannt, geliebt, geehrt;
Nach dem Dome, dort am Strome,
Hochgewölbt voll Majestät,
Wo am Pfeiler: „Hier liegt Sailer,
Wittmann, Schwäbel!“ leuchtend steht.

Mit allen Fasern seines Herzens hing er am schönen Bayern, „an all den guten Menschen dort.“ Aber seine Wirksamkeit war doch in etwa gelähmt.

Trotzdem begab er sich 1845, als der Ruf seines Königs, Friedrich Wilhelms IV., an ihn erging, die Leitung der größten deutschen Diocese zu übernehmen, nur auf direkten päpstlichen Befehl nach Breslau. Zu Anfang Februar hatte er die Wahl abgelehnt und darauf hin folgenden charakteristischen Brief von Regensburg 2. Februar 1845 an seine Geschwister geschrieben:

Liebe Geschwister! Da ich von allen Seiten mit Brieffschreiben jetzt in Anspruch genommen, nicht an Euch Alle einzeln schreiben und auf Eure Briefe antworten kann, so empfangt insgesammt die Nachricht: daß ich zum Fürstbischöfe von Breslau erwählt, nach achttägigem ernstem Prüfen und Beten keinen andern Entschluß in mir finden konnte, als den: Diese hohe überaus beschwerliche Würde und Bürde abzulehnen; was ich gestern gethan. Diese Nachricht wird Euch überraschen, betrüben vielleicht; allein Ihr werdet meine Gründe ehren, von denen ich Gott allein Rechenschaft schuldig bin und geben kann. — Unser Familienname ist dennoch bei dieser Gelegenheit höchst ehrenvoll durch die ganze Welt getragen worden. Meine Ablehnung kann und wird diese Ehre nicht vermindern; mögen nun alle, die diesen Namen tragen, sich jederzeit so aufführen, daß der Name in Ehren bleibe vor Gott und den Menschen . . . Gott segne Euch alle! Euer treuer Bruder Melchior.

Seine Wahl, die warme Aufnahme in Berlin, vor allem beim edlen Könige, der ihn seitdem seiner intimsten Freundschaft würdigte, der Zug nach Breslau ist ausführlich

und anschaulich bei Reinkens S. 292 ff. beschrieben. Ueber die Eidesleistung liegt mir eine ältere, anscheinend ungedruckte Aufzeichnung vor, die der Erwähnung werth ist. Der mir unbekannte Aufzeichner hat seine Notizen nach dem Tode des Oberpräsidenten v. Duesberg, eines Jugendfreundes des Kardinals, gemacht, also frühestens zu Anfang der siebziger Jahre. Der Bericht über die Wahl und die Bethheiligung Duesbergs ist sagenhaft aufgezinkt: Duesberg und Diepenbrock sitzen zusammen; letzterer hat gerade seine Weigerung Bischof zu werden motiviert. Da öffnet sich die Thüre und herein tritt der päpstliche Nuntius mit dem Befehle des Papstes. Das ist inhaltlich richtig; nur ist das, was zeitlich Wochen auseinander liegt, hier des Effektes halber in einen Akt zusammengerückt. Dann heißt es:

Als Diepenbrock später im Thronsaale zu Berlin in Gegenwart des königlichen Hofes und sämmtlicher Minister den bischöflichen Eid schwören sollte, sagte der hochselige König zu Duesberg: „Lesen Sie dem Herrn Dombachanten die Eidesformel laut vor.“ Nachdem dieses geschehen war, stand Diepenbrock auf und sagte mit heller Stimme: „Majestät, den Eid schwöre ich nicht. Einen solchen Eid kann und darf kein katholischer Bischof schwören. Eher gehe ich nach Regensburg zurück!“ „Gut!“ sagte der humane, gute König zu von Duesberg. „Streichen Sie alles, was von Diepenbrock gestrichen haben will.“ Dies geschah und Duesberg las die nach dem Wunsche von Diepenbrock geänderte Formel vor. Dieser sprach darauf laut: „Majestät! den Eid schwöre ich,“ erhob seine rechte Hand und schwor.

So zweifelhaft mir zunächst diese Darstellung erschien, muß ich sie doch im Wesentlichen für richtig halten, da der Bruder des Kardinals, Bernhard Diepenbrock, die Richtigkeit meiner Gewährsmännin wiederholt bekundet hat. Nach dem Charakter Bernhards ist hier eine beabsichtigte Unrichtigkeit ausgeschlossen und beruhen die Angaben sicher auf Mittheilungen des Kardinals.

Vom Jahre 1845 an sind die Briefe an seinen Bruder Bernhard zum guten Theile erhalten.

Eine innige brüderliche Liebe verbindet gerade diese edlen Seelen. Wo Melchior dem ältern eine Freude machen, ihn dem Astenstaub entziehen kann, thut er es gewiß. So ladet er ihn 1836 zur gemeinsamen Alpenreise ein: „Streife das alte Bocholter Gewohnheitshemd ab und springe mit frehem Geist und jagdrüstigem Leib zu Papa in die Kutsche und dann mit uns auf die Berge, wo der ewige Schnee blinkt, das grünblaue Eis zu Wasser für den Rhein und die holländischen Theekessel schmilzt, das Alpenröslein dicht daneben blüht und der Gemsbock über Felsen und Klüfte springt, das Schneehuhn scheu aufflattert und der erstaunte Blick rings umher nichts sieht, was an Menschen, ihr elendes Treiben, erinnert.“ Es liegt in der Natur der Sache, daß die Briefe nur selten etwa absolut Neues enthalten; denn über die wichtigeren, Familie und Freunde interessirenden Angelegenheiten berichtete er auch an seine andern Verwandten oder an seine Freunde und ihre Brieffschaften sind von Reinkens verwerthet worden. Freilich hie und da findet sich doch etwas Unbekanntes. Jedenfalls vervollständigen die Briefe das Charakterbild des großen Kirchenfürsten, da sein kindlich geliebenes Gemüth sich hier frei äußern kann. Ein schwermüthiger Zug durchweht sie alle: kaum ein Schreiben liegt vor, in dem er nicht in ergreifenden Ausdrücken die Sehnsucht nach der Ruhe des Grabes ausgedrückt hätte. Ein zweiter Characterzug ist die Liebe zur Heimath, zur Familie, das Verlangen nach den Tagen der Kindheit. Für den Westfalen haben die Aufzeichnungen im heimatlichen Platt, das er außerordentlich liebte und auch in Johannesberg zuweilen hervorzog, besondern Werth und Reiz, zumal wenn die Schilderungen auch kulturgeschichtlich Bemerkenswerthes enthalten. Gerade zu erstaunlich ist es für den genauen Kenner der Bocholter Mundart, mit welcher Gewandtheit er die klassischen Ausdrücke derselben handhabt. Das haben

auch andere gefunden, wie es in einem Briefe, den er kurz vor seiner Krankheit an Bernhard richtete, heißt:

Ich muß Dir doch noch sagen, daß deine Kinder hier waren, und daß wir mit ihnen recht vergnügte Tage hier verlebt haben. Marie, die ich nur als Säugling gekannt, ist ein recht liebes verständiges, frommes ernstes Mädchen, die uns allen sehr gut gefallen, und der Herr Kreisrichter, in seinem pflegmatischen Pathos spielt ganz natürlich die Rolle eines „gestrengen Herrn.“ Vocholdisch haben wir auch zusammen geplaudert, zum großen Aerger des Philologen Strobl, der dieses Idiom doch nicht verstand. Darüber, daß ich noch so ganz in die Mystereien dieser Ursprache eingeweiht war, wunderten sich die Deinigen viel. Dein Bernard half mir aber noch auf viele klassische Worte, die mir doch entschwinden waren, kaum ausgesprochen aber mir in ihrer ganzen Ursprünglichkeit wieder vorsehwebten, mit den Physiognomien derer, aus deren ore rotundo ich sie ehemals gerne gehört: Poortmann, Hansen Berend u. s. w.

Eine der ersten Fragen des Kardinals an die obengenannte Nichte war: „Steht dat Bukweittenkörnkfen noch“? Das war der Spitzname eines Hauses am Markt in Vocholt wegen seiner sonderbaren Form. Uebrigens hat der Kardinal eine Förderung nicht erwähnt. Er verkehrte viel mit dem bekannten Orientalisten Schmölder, Professor in Breslau; beide unterhielten sich mit Vorliebe im heimischen Dialekt. Schmölder hat eine köstliche Uebersetzung, und theilweise Parodie, von Schillers „Glocke“, im Vochoelter Blatt veröffentlicht.

Bernhard Diepenbrock war mit der Schwester Apollonia, die seit langem in Regensburg dem Wohlthun lebte,¹⁾

¹⁾ Ihr Wirken hat Melchior in einem Briefe (an die Malerin Emilie Linder?) köstlich geschildert: „Es macht mir oft Freude sie zu netzen, wie sie aus allen Winkeln, wie eine emsige Hauschwalbe Materialien zusammenschleppt, um ihr Nestchen zu bauen. Nur geräth sie nicht selten — und das ist eine Hauptneckerer — aus der Tauben- und Schwalbenart in die der Krähen und Raben, indem sie möglichst, was ihr von meinem Hausrath an Kleinigkeiten dienlich erscheint, in aller Stille mitfortwandern heißt“ . . . Er warnt dann scherzend die Freundin vor ihr.

auf dringenden Wunsch Melchior's bei seiner Bischofsweihe in Salzburg zugegen gewesen. Nach seiner Inthronisation in Breslau berichtet der Bischof dem Bruder in folgender gemüthlichen Weise über die neuen Verhältnisse am 13. Aug.:

Heute erhielt ich Deinen Brief mit den Einlagen, die mich alle sehr erfreuten. Die Bocholter Adresse war mir vorgestern zu meiner Freude zugekommen, und ich habe sie auf der Stelle beantwortet. Hoffentlich wird meine Antwort die guten Bocholter auch wieder erfreut haben. Schreibe mir ausführlich darüber; es standen eine Menge Namen darauf, welche mir und Apollonia trotz allem öftern Nachsinnen nicht mehr eingefallen waren, acht klassische Bomelötkes-Namen, die ich mit größter Freude las, da sie mir meine erloschenen Jugenderinnerungen wieder auffrischten.

Daß der Hirtenbrief¹⁾ dort gefällt, freut mich auch. Hier nicht minder macht er großes Aufsehn, und es sind wohl schon 20000 Exemplare davon abgesetzt. Lipf (sein Sekretär) ist recht vergnügt hier und leistet mir treffliche Dienste. Wir gehen jeden Abend spazieren, denn Equipage habe ich noch nicht. Fürst Hagfeld²⁾ wollte mir beim Pferdekauf helfen und der ist an den Rhein verreist. Es wird aber wohl nicht lange mehr währen, daß ich anspannen lassen kann; und ich brauche es notwendig; denn ich muß alle Augenblicke die Equipage des Herrn Weihbischofs entlehnen, dem ich übrigens große Freude damit mache. Zwei große Diners von 86 und 74 Personen habe ich schon gegeben, und es ist alles bestens gegangen. Der Koch sowohl als Schäffel machen ihre Sache gut. Zum Concertpfeifen hat aber Legterer bisher noch nicht Zeit gefunden. O, die schönen Tage von Inzosen,³⁾ wo sind sie hin, und wann kehren sie wieder? — Strohmeier hat mir übrigens schon geschrieben; er wäre zum Einzuge hierhergereist, wenn ihm nicht sein bestes Pferd gefallen wäre, und da brauchte er sein Geld nöthiger. Er kommt aber gewiß einmal. — Nächsten Monat muß ich den Erzherzog Franz Karl, Bruder des Kaisers, in Freiwaldau empfangen; mein dortiger Oberamtmanu trifft inzwischen alle möglichen Anstalten zu einem Ehrenempfang. Als kaiserl. Vasall und dortiger Fürst kann ich mich natürlich der Sache nicht entziehen. — Dieser Tage war auch Prinz Adalbert hier auf Artillerie-Su-

1) Vgl. die gesammelten Hirtenbriefe Nr. 1.

2) Derselbe, mit dem er später in einen schweren kirchlichen Konflikt gerieth.

3) Wo sein Freund Strohmeier Pfarrer war.

spektion; ich erwartete ihn Abends in seinem Absteigequartier und er machte mir gleich den andern Tag einen Gegenbesuch, lud mich auch zur Tafel, was ich aber abschlug. Überhaupt lasse ich mich auf Diners-Einladungen nicht ein; sehe dafür lieber Leute an meinem Tische. Die Einrichtung des Hauses kostet sehr viel; denn, außer in den Prunkzimmern, fehlt fast alles. Und dann Silber- und Tischzeug für 80 Personen, das kostet was. Auch auf dem Johannisberger Schlosse drüben muß ich alles anschaffen, denn dort ist gar nichts. Das kostet auch enorm, denn das Schloß ist groß, hat gegen 60 Zimmer, die ich natürlich nicht alle brauche. Ein Billard habe ich mir aber doch auch hier bestellt, um bei schlechtem Wetter Bewegung machen zu können. — Am Sonntag vor 8 Tagen habe ich zum erstenmale 20 Priester geweiht, ich hielt eine Rede an sie, die sie alle tief bewegte. — Mit den Herrn vom Kapitel stehe ich sehr gut und sie sind sehr dienstfertig. Freilich behandle ich sie anders als der Bischof von Regensburg uns behandelte.

Mein Wohnzimmer blickt über den Garten auf die Oder wo eine stäte lebhafte Schifffahrt statt hat; Schiffe so groß wie die Ruhrorter Kohlenschiffe und mit Segeln. So oft sie die Stadtbrücke passiren, müssen sie ihren Mast niederlegen, den sie dann mir gegenüber wieder aufrichten, und fast fortwährend höre ich ihr „Kriölen,“ wodurch sie sich zum gleichförmigen Ziehen ermuntern. Die Gegend umher ist flach und sandig; nicht so schön wie um Bocholt, geschweige denn Salzburg oder Gmunden oder Gastein.

Sein Sekretär Lipf arbeitete einen Schematismus des Fürstbisthums aus. Melchior sandte ihn am 19. Mai 1846 dem Bruder, damit er sich von der Größe einen deutlichen Begriff machen könne. „Fast anderthalb Millionen und so wenig Geistliche. Das mag Euch einen Begriff von meinen Sorgen und Kümernissen und Geschäften geben!“ Neben der geistlichen Leitung hatte er auch die weltliche eines kleinen Fürstenthums von c. 10,000 Seelen. Interessant ist es zu sehen, wie schnell er sich in die Verwaltung hineinlebt, überall höchst nöthige Reformen trifft, neue Industrien einführt, vor allem Garnspinnereien und Bierbrauereien, die er von Bocholt und Bayern kannte, alles nicht zum Nutzen seines Säckels sondern zum Wohle seiner Untertanen. Er war der letzte Fürst.

Im Herbst desselben Jahres trat er seinem kunstsin-
nigen Könige und dem Kronprinzen Johann von Sachsen,
dem bekannten Danteübersetzer, näher. Obwohl einige
Einzelheiten schon bekannt sind, gebe ich doch die frische
Schilderung Diepenbrocks an eine Verwandte vom 21. October
unverkürzt wieder:

Ich erhielt am Sonntag vor 14 Tagen in der Nacht durch Staffette
eine höchst freundliche und dringende Einladung nach Erdmannsdorf [Kgl.
Schloß im Riesengebirge] sobald als möglich zu kommen und einige Tage dort
mit den allerhöchsten Herrschaften zu verleben, um so mehr als auch Prinz Johann
von Sachsen mit seiner Gemahlin noch dort sey und beide meine Bekant-
schaft zu machen wünschten. . . Ich wurde aufs allerfreundlichste em-
pfangen, speiste nicht nur täglich sondern brachte auch die ganzen Abende
bei den Allerhöchsten Herrschaften zu, bestieg am Mittwoch mit dem
Könige und Prinz Johann u. s. w. die Schneekoppe, den höchsten Berg
des Riesengebirges, besuchte des andern Tages den Grafen Schafgotsch in
Warmbrunn und seinen Schwiegervater, den Feldmarschall Grafen Zietzen,
meinen ehemaligen kommandierenden General in Frankreich (1816 u. 17),
und als ich bei ihm eintrat sagte ich in ernstem militärischen Tone:
„Gew. Excellenz, Sekondelieutenant Diepenbrock meldet sich als Fürstbischöf
von Breslau“, was den alten Helden ungemein frappierte und erfreute.
Wir plauderten dann viel zusammen und er erinnerte sich noch wohl, daß
er auf seinem Zuge nach Holland 1814 in unserm Hause zu Bocholt
gewohnt.

Aber dann folgten traurige Jahre und während der-
selben ist kein Brief an seinen Bruder erhalten: 1847 der
schreckliche Hungertyphus in Oberschlesien, 1848 die Revo-
lution. Der Fürstbischöf stand auf der Höhe seines prie-
sterlichen und politischen Wirkens. Für die unglücklichen
Oberschlesier sorgte er wie ein Vater und sie haben es ihm
mit rührender kindlicher Anhänglichkeit gedankt. Seine
Sorgen hierbei bekundet auch folgendes Schreiben an
Luise Hensel, das undatirt ist aber Ende Mai 1848 aus
Frankfurt am Main abgesandt sein muß:

Werthestes Fräulein! Ich eile, Ihnen auf Ihre freundlichen Zeilen vom
25. d. zur Beruhigung zu sagen, daß die über die Verwendung der
Spenden für Oberschlesien dort ausgesprochenen Gerüchte durchaus falsch

sind. Allerdings sind in Ples, wo eine nicht unbedeutende protestantische Land-Bevölkerung ist, zwei Anstalten für protestantische Waisenkinder eingerichtet worden; aber mit vollem Rechte, da einmal sie dieselben Ansprüche auf Hülfe wie die katholischen haben und der größere Theil der Unterstützungsgelder aus dem protestantischen Deutschland geflossen ist, (aus Berlin allein circa 50,000 rth.) und dann einzelne bedeutende Summen aus besonderen Sammelkreisen ausdrücklich für Errichtung protest. Waisen-Anstalten bestimmt waren. Daneben sind aber auch rein-katholische Waisen-Anstalten unter der Leitung der barmherzigen Schwestern aus Posen, der Ursulinerinnen aus Breslau und frommer Jungfrauen aus Westfalen an mehreren Orten gegründet worden und befinden sich im blühendsten Zustande, und es ist überhaupt die von mir aufgestellte Forderung, daß kein Waisenkind in Folge der ihm zugewendeten Hülfe seiner Religion dürfe entfremdet werden, vom Comité als unabweißliche Regel angenommen und festgestellt worden, und die katholische Geistlichkeit ist strengstens angewiesen, hierüber zu wachen.

Was überhaupt die Verwendung der Gelder anbelangt, so werden den in den einzelnen heimgesuchten Districten bestehenden Local-Comités vom Central-Comité alle nur immer verlangten Summen bewilligt, und überdies sind versuchsweise für Anschaffung von Sommer-Getreide, Kartoffeln, selbst für benötigtes, durch die Hungersnoth zu Grunde gegangenes Vieh ganz bedeutende Summen verwendet worden (um der Wiederkehr gleicher Noth in den nächsten Jahren vorzubeugen) neben den Bedürfnissen der Krankenpflege, der Nahrung und Bekleidung der Nothleidenden. Daß die über 300000 Thl. sich belaufenden Beiträge nicht in kurzer Zeit vollauf verwendet werden konnten und durften, liegt in der Natur der Sache; solche Vergeudung hätte die größten Mißbräuche zur Folge gehabt, und die nächste Zukunft, namentlich der Waisenkinder, für welche nachhaltig gesorgt werden muß, preisgegeben.

Das Central-Comité verfährt mit aller Gewissenhaftigkeit und Umsicht in der Verwendung der in seine Hände gelegten Mittel; dafür bürgt schon seine Zusammensetzung.

In Frankfurt saß er im Parlament. Ich ging hin, schreibt er, „wider meine Ueberzeugung und Neigung, blos auf den Wunsch meiner Diöcese und fühlte täglich mehr, wie sehr ich Recht hatte. Für Bischöfe ist hier kein Terrain.“¹⁾ Von um so herrlicheren Erfolgen war seine

¹⁾ Er gründete hier einen Verein der katholischen Abgeordneten aller Fraktionen. v. Steinle, Edward v. Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden I, 56.

patriotische Thätigkeit in Schlesien gekrönt. Schon in den Märztagen 1848 drohte die Revolution von Berlin sich nach Breslau zu verbreiten. Da erschien des Fürstbischofs treues Hirtenwort an Klerus und Volk zum Schutze des Eigenthums. Der Mahnruf wirkte zunächst segensvoll, besonders in Oberschlesien. Die Hauptunruhen kamen aber erst im Herbst, als der Steuerverweigerungsbeschuß des Abgeordnetenhauses bekannt wurde. Wiederum erschien Diepenbrock auf dem Plan mit einer Erklärung an die Katholiken, daß es für jeden katholischen Christen eine unzweifelhafte heilige Gewissenspflicht sei, die gesetzlichen Steuern fortzuentrichten. Das heldenmüthige Wort hat wunderbar gewirkt. Der Erfolg ging weit über die Grenzen der Konfession und Provinz hinaus: Der Breslauer Magistrat und der Oberpräsident hatten die Steuerverweigerung angenommen und damit die Anarchie in Stadt und Land geschleudert — jetzt that jeder seine Pflicht. In Hunderttausenden von Exemplaren wurde der bischöfliche Erlaß verbreitet, auch von der Regierung, und den Soldaten von den Officieren verlesen. Selbst in Berlin machte der Schritt Eindruck: Das ganze königliche Haus ließ ihm Dank sagen.

Im Jahr darauf setzt der Briefwechsel mit seinem Bruder während der Wiener Bischofskonferenz, bei der er trotz seiner verhältnißmäßig jungen Jahre eine führende Rolle spielte, wieder ein. Er schildert da (Dreifaltigkeitssonntag) auch den Eindruck, den der jugendliche Kaiser Franz Joseph auf ihn gemacht hat: „Der junge Kaiser ist ein lieber, guter, edler und für seine 18 Jahre sehr verständiger (und) entschlossener Herr. Er dauert einen, wenn man ihn anblickt, die frische, jugendliche, bescheidene Gestalt mit den schweren Geschicken auf seinem jungen Haupte.“ Köstlich ist die Schilderung der Firmungsreise nach Oberschlesien, besonders der Feier in Piekar an der

russischen Grenze. Er betrat sogar das jenseitige Territorium auf einem Spaziergang wirklich mit einigen Schritten. Er firmte auch viele Tausende herübergekommener russischer Polen. „Sie bestachen die Grenzwächter mit einigen Silbergroschen.“ Im ganzen firmte er in Ratiwor und Pietkar in 14 Tagen gegen 20000 Personen. Dann beschreibt er einen ihm zu Ehren gegebenen Fackel- oder Kerzenzug der Frauen und Jungfrauen der Stadt Beuthen (Vgl. Reinkens S. 432).

Schmerzlich empfand es der Loyale, königstreue Priester, daß sich sein Bruder Joseph der Revolution in die Arme geworfen hatte. In einem Schreiben vom 15. September heißt es:

Aus Rheinbayern, wo er den Tyrannen gespielt, hat er sich bei Zeiten aus dem Staube gemacht, vielleicht wie die Andern, mit expremtem Gelde. Schade, daß die Preußen ihn doch nicht beim Wicel gefaßt haben. In der „Allgemeinen Zeitung“ von Augsburg geschah seines brutalen Regiments als Kommandant von Neustadt einmal Erwähnung. Ich habe dem Könige von Bayern geschrieben und ihn wegen dieses Ihn und meinem ehrlichen Namen angethanen Frevels um Verzeihung gebeten. Er hat mir dieser Tage eigenhändig sehr freundlich geantwortet: mein vieljähriges gutes Andenken in Bayern überwiege weit die Schandthat meines Bruders; ich möchte mich nicht mehr darüber betrüben u. s. w. — ¹⁾

Der Jahreschluß und eine Bittschrift aus der Heimat erinnern ihn an die Jugendzeit. Alte Erinnerungen an gemeinsam mit dem Bruder verlebte Stunden, an gemeinsame Kinderstreiche tauchen auf und veranlassen ihn zu folgenden Zeilen am 30. December:

Eine Wittve . . . von Holtwik schreibt mir gestern einen lamentablen Brief, daß sie ihren Mann verloren, und mit 5 Kindern, wovon der älteste blödsinnig, dasige, und ihrem Landherrn . . . die Pacht nicht bezahlen könne, und mit Wehmuth an die alten Zeiten denke, wo sie auf dem Hause Holtwik stets Hülfe gefunden u. s. w. — Ich weiß nicht,

¹⁾ Joseph Diepenbrock wurde damals geächtet und irrte mehrere Jahre flüchtig in der Schweiz, Frankreich, Holland herum.

wer sie ist, ob sie von Ottenhuus, oder Janßenberends-huus oder Lammerts-huus, oder Klein-Hendriks-huus (so folgen noch einige Namen aus der Gegend) oder — (wie heißt doch der alte protestantische Holländer dicht an dem Möllenfolk? Der Name ist mir entfallen) oder welchem andern Holt-wik'schen Clan abstamme. Wenn sie aber wirklich so arm, so stelle ihr beiliegende 5 rth. zu . . .

Van Dage steht der jo te Bokelt ne Kärl up de Markt, segt se, den so völle Dogen in de Kopp het as Dage int' Johr; un morgen, segt se, söllt der üm ook so völle Nösen ut de Kopp wassen. Wo wat Blixem's Kärl mut dat wessen? Den woll ik ook nog wall ensen sehen för ne Ardigkeit. Wanns du üm sühst, dann gröte üm van my. Mor underdüffen, datt du düffen Breef kriegst, dann fall he all eweg egoht weessen; dann hef den Lutemann¹⁾ all esungen int oppenbor, und dat moye 1850 steht all vör Herr D(iepenbrock) syne Döre emolt. Ich erinnere mich noch lebhaft, mit welcher Neugier wir als Kinder am Neujahrmorgen dieses mystische Zeichen auf der Hausthüre betrachteten. Ich hoffe doch, daß diese alte Sitte in Bocholt noch besteht.

Überhaupt ist es in schlaflosen Nächten, deren ich leider viele habe, nebst dem Gebete das beste Mittel die lästigen Geschäfts-Gedanken und Sorgen, die den Schlaf nicht nahen lassen, zu vertreiben, wenn ich mich in das Andenken der Kindheit vertiefe, an unsere Spiele hinten im Gärtchen, an unse Leyendeckerie, — ich weiß noch sehr gut, wie wir außen an der Mauer der Scheuer, über der Thormauer, die die Einfahrt in das Gasthaus hinten verschließt, ein kleines Brett angenagelt hatten, das wir mühsam erkletterten, und das uns als Hahn auf dem Kirchturm galt. Daß wir nicht den Hals dabei gebrochen, ist ein Wunder! — Aber auch auf dem wirklichen Bokelsen Thorn zogst du mich einmal in de Schyve van de Leyendecker van den Ummegang weit hinauf bis gegen dat „kleine Fensterken“. Die Leyendecker waren überhaupt damals wegen ihres Schwebens in der Luft unsere beneideten Lieblinge. Dann die seligen Vacanztage in Uelst, die dortigen größeren Freiheiten: Taback-rauchen, Fahren im Rachen, Baden u. s. w. und die leckern Dinge der guten alten Vene aus dem blau angestrichenen Mauerstrank am Ende des Hauseingangs, oben mit drei Luitspalten eingeschnitten; de gebrojenen Yäppels, den Schlacken-Pannekoke; . . . der lahme Gänsejunge von Fissel, der uns von weitem Signale mit Rufen gab; und tausend andere Erinnerung tauchen dann auf. Wer hätte damals geahndet, welche Zukunft mir noch bevorstehe: — Das ist Gottes Werk!

¹⁾ Nachtwächter. Die Zahl wird in einen Kreis oder ein Kreuz gezeichnet.

Ein ander Mal erinnert ihn der Frost an das Schlittschuhlaufen der Jugend und selig ruft er aus: „Junges, dat was een Plaisfir!“ Lange muß er oft in seinem Gedächtnisse nach den seit 30—40 Jahren nicht mehr gehörten Namen suchen: um so größer die Freude, wenn er sie findet. Erlernt hat er die Kunst des „Schakelsjagens“ auf der Gasse beim elterlichen Hause, die das Küchenspülwasser überschwemmte. „Jetzt ist's aus für immer. Aber eine herrliche Bewegung ist es doch.“

Zuweilen tauchten in seiner Erinnerung alte Sprichwörter auf: „So as de Dinkes, so maakt et Dinkes Kinder“, oder der Name eines alten Bocholters: „Wo geht et Her Tenbensels-Ohme? Spreck he noch wal ens van my? Ik lote üm fröndlike groetnisse doen“. Trotz alledem lehnt er ab nach Bocholt zu kommen: „So werth mir auch die Jugend-Erinnerungen sind, die aber einer vergangenen Zeit und Menschenart angehören.“ Aber mit warmen Herzen verfolgte er die Geschicke seiner Vaterstadt. Er schenkte ihr sein elterliches Haus zu wohlthätigen Zwecken, suchte ihr ein besonderes Kreisgericht zu erwirken und sandte wiederholt größere Summen für gute Zwecke.

Das Jahr 1850 ist bekanntlich eines der traurigsten in der Entwicklungsgeschichte des modernen Preußens. Kurz nach den Tagen von Olmütz berichtet er nach Bocholt: „Die Kriegsnoth scheint vorerst in die Ferne gerückt. Niemand hätte sie schmerzlicher berührt als mich. Ich habe daher auch, nach beiden Seiten hin, wo ich konnte, zum Frieden gemahnt, will mich jedoch nicht rühmen, daß ich etwas damit bewirkt. Wenn nur der Zweck erreicht und das gemeinsame Vaterland, die arme Menschheit, vor den Gräueln eines solchen Krieges bewahrt wird!“ Ein Bischof, vor allem der Lenker dieser aus Bewohnern beider Länder gebildeten Diöcese, konnte nur diese Sprache des Friedens führen. Seine Stellung zu Oesterreich hatte sich

übrigens damals geändert. Er verlor daselbst „alle fürstlichen Hoheitsrechte, Jagd, Fischerei, Zinsung summa summarum 30,000 Fl. jährlich.“

Im selben Jahre 1850 wurde er zum Kardinal ernannt. In einem Briefe vom „Clemenstage“ an die bekannte Malerin Emilie Linder fragt er, welche „hoshaft freundlichen Witze“ Clemens Brentano über ihn wohl gemacht haben würde, wenn er noch gelebt hätte. „Bin ich selbst oft versucht, über mich selbst und mein über Nacht Emporschießen bis zur Kardinalswürde zu lachen! . . . Für mich allein denke ich oft lange nicht daran, denn in meinem täglichen Leben ist dadurch nichts geändert. Nur der Beutel ist tüchtig geleert. Die Geschichte kostet mich doch mit allen Ehrengeschenken und mit den schweren Verlusten am österreichischen Geldkurse gegen 20000 Rthlr. Und eine Reise nach Rom würde mit allem, was daran hängt auch nicht viel minder kosten.“ Auch seinem Wetter, dem Emmericher Pfarrer Anton von Bostel, schreibt er: „An eine Reise nach Rom denke ich gar nicht; ich habe dem h. Vater die Gründe geschrieben, die sie mir so gut wie unmöglich machen. Man erwartet mich auch in Rom nicht mehr . . . 12—15000 Thlr. für eine bloße Förmlichkeit auszugeben, dazu sind die Zeiten zu ernst, die geistlichen Bedürfnisse zu groß. Der h. Vater weiß darum doch, daß er in allen wesentlichen Dingen auf mich vertrauen kann.“

Die Festfeier verlief, sagt Reinkens, „wie wenn ewiger Friede unter den Konfessionen wäre.“ Der anwesende päpstliche Nuntius bezeichnete die Festtage als die glücklichsten seines Lebens. Weil die Hauptfeier am Karlstage (4. November) war, erklärte Diepenbrock sich den Kardinal Karl Borromeus zum Vorbild nehmen zu wollen. Auf eine Reihe überraschender Ähnlichkeiten im Leben beider

großer Kirchenfürsten weist ein protestantischer Freund in der „Allgemeinen Zeitung“ 1853 hin.

Der Höhepunkt seines bischöflichen Wirkens war damals erreicht. Das bereits Jahrzehnte hindurch währende Leiden drohte mit dem Ende. Seine Stimmung wird trüber:

Ich bin, heißt es in einem Schreiben vom 24. Februar 1851, von Arbeit, Sorgen und Kummer fast erdrückt; alle Tage wird deren mehr; und wenn ich einen schweren Berg glaube hinter mir zu haben, steigt vor mir sogleich ein noch steilerer auf. Das ist in Wahrheit ein geplagtes Leben. Ich bin seit Johannesberg noch nicht aus dem Hause gekommen, außer in die Kirche, und die Wochen vergehen, wie früher die Tage. Das ist noch das Beste dabei; denn es wird doch endlich das Ende kommen. Was Ihr in den Zeitungen über mich leset, ist größtentheils erlogen oder entstellt; erlogen z. B. daß ich die Aufsicht über die protest. Militär-Prediger, über die hiesigen Universitäts-Professoren, erstrebe, wie es die Zeitung berichtet; ich will in der Militär-Seelsorge, die mir leider vom Papste anvertraut ist, ¹⁾ nur das Princip der Parität durchgeführt wissen, das bisher so schmähslich verlegt war, daß gerade umgekehrt die wenigen katholischen Feldgeistlichen unter dem protestantischen Feldpropsten standen. An der Universität will ich bloß einen katholischen Professor der Geschichte für den abgegangenen wieder haben; und da die Universität eine paritätische ist, und schon mehrere evangelische Geschichts-Professoren hat, so ist das gewiß nicht zu viel verlangt. Haec de his, damit Ihr Bescheid wißt über diese Zeitungslügen. Der h. Vater hat mir vor einigen Tagen durch Prof. Movers, ²⁾ der in Italien war, seine letzte Lichtneßkerze, mit dem päpstlichen Wappen, zum freundlichen Geschenke geschickt. Ich habe ihm dafür dankend gesagt, ich werde sie als eine Reliquie zu meiner Sterbekerze aufzubewahren.

Wenige Monate (am 19. Sept.) vor dem Ausbruch der Krankheit konnte er noch scherzend seinem Bruder über ein Abenteuer berichten, das damals ausgeschmückt durch alle Zeitungen ging:

Diese Zeilen zu Eurer Veruhigung. Weder mir noch Ferdinand Reigers fehlt das Mindeste, obwohl wir beide von einem wilden Stiere

¹⁾ Und zwar auf dringendes Bitten des Königs. Anscheinend wollte man auch auf katholischer Seite, daß er mehr thun sollte, als er konnte.

²⁾ Berühmter Orientalist in Breslau, aus Coesfeld gebürtig.

auf dem Felde binnen wenigen Minuten 2 mal niedergerannt, und F. mit den Hörnern über den Stier hinweggeschleudert, ich auf dem Rücken unter ihm liegend von seinen Hörnern in Spannweite von meinem Gesichte bedroht wurde. Ich blühte ihn fest und zornig an, und das scheint ihn stutzig gemacht zu haben; er wandte sich dann gegen den zornig vom Boden sich erhebenden F., der ihn zum Glück bei den Hörnern festhielt, und obwohl zum 2. Male niedergerannt, doch durch dieses Festhalten vor Stößen gesichert und unbeschädigt rückwärts geschleudert wurde. Es ist ein wahres Wunder! Wir mußten aber gleich darauf laut auflachen über das seltsame Ergebnis. In der Stadt hat der Stier noch mehrere umgerannt und 1 Kind verwundet; dafür ist er aber auch jetzt schon geschlachtet und aufgezehrt.

Am Tage vor Allerheiligen, „ein schönes Liebes Fest und der tröstliche Allerseelestag hinterdrein“, durfte er noch von einer großen Freude erzählen, die der Papst ihm gemacht hatte:

Vor 3 Monaten sandte er mir durch den geistlichen Prinzen Hohenlohe,¹⁾ der als Geheimer Kämmerer stets um ihn ist, einen ganz herrlichen Kupferstich, den er selbst auf seine Kosten hat machen lassen, eine Madonna mit Jesus und Johannes nach einem Marmor Relief von Michel-Angelo. Später fiel mir ein und ich schrieb an Prinz Hohenlohe: Da das Blatt wohl nicht in den Kunsthandel komme, so würde der h. Vater dem Könige von Preußen, der ein so großer Kunstfreund, gewiß die größte Freude machen, wenn er ihm ein paar gute Abdrücke zum Geschenk machte. Darauf schreibt mir vorgestern Hohenlohe: Das Blatt komme allerdings nicht in den Handel, denn alle Abdrücke seien in der Privat-Bibliothek des h. Vaters hinterlegt. Derselbe habe aber sogleich 10 Stück der besten Abdrücke aussuchen lassen, die in eine blecherne Röhre verpackt, der dortigen preussischen Gesandtschaft zur Beforgung an mich schon übergeben seien. Ich soll sie aber dem Könige nicht als ein direktes Geschenk des h. Vaters (gewiß um kein Gegengeschenk zu veranlassen) sondern als von mir für ihn vom Papste erbeten senden, wie es auch die Wahrheit ist. Das wird dem König große Freude machen. (Jedes Blatt gewiß 25—30 Rth. werth.)

Der König hatte über das schöne Geschenk eine außerordentliche Freude und dankte Diepenbrock in einem langen, leider nicht mehr vorhandenen höchst liebenswürdigen Briefe. Was Diepenbrock für die weltliche Verwaltung der großen

¹⁾ Der spätere Kardinal Hohenlohe (gestorben 1896).

Diöcesanbesitzungen gewesen ist, erhellt wohl am besten aus einem Schreiben, das er acht Tage früher an seinen Bruder von Johannesberg aus sandte. Er wollte dadurch auch eine Umgestaltung des Verwaltungsbetriebes der Uelster Hütte bewirken:

Meines neuen Cameral-Directors vorzügliche Sorge war es, den Stand des Eisen-Hütten- und Hammerwerkes, welches ich 8 Meilen von hier bestehe, gründlich zu erheben. Und da hat sich denn herausgestellt, daß er höchst unbefriedigend war, und auf die Länge ohne Schaden nicht so fortgesetzt werden konnte, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Kohlen-Konsumtion viel zu groß war für die erzeugte Eisen-Masse. Der Hüttendirector verbrauchte jährlich 7—8000 Klafter Boholz und brauchte zum Erzeugen eines Centners Eisen durchschnittlich 36 Kubikfuß Kohlen. Hierdurch verwerthete er nur das Holz kaum zu dem geringsten Verkaufspreise, den es in jener Gegend hat. Und doch besteht der ganze Nutzen der Hütte hier in Verwerthung der großen Holzmassen in jenen abgelegenen Gebirgsforsten. Nun hat mein Cameral-Direktor einen Pacht-Contract mit den reichen Besitzern großer benachbarter Güter und Eisenwerke in dem anstoßenden Nahren abgeschlossen, dessen Vortheil darin für mich besteht, daß die Pächter mir für die Klafter Holz 40 Kr. mehr als den Verfeigerungspreis der Umgegend bezahlen, was bei 10000 Klaftern, die sie jährlich übernehmen, ein ansehnlicher Gewinn ist. Zugleich richteten sie die Hüttenwerke nach den allerneuesten Verbesserungen auf ihre Kosten ein, und übergaben sie so nach Ablauf der 12 jährigen Pacht mit jährlicher Tilgung von 5% der Anlagekosten. Ihr Vortheil besteht nun darin, daß sie durch Einrichtung des Gebläses mit heißer Luft die Hälfte der Kohlen ersparen, denn auf ihren Werken brauchen sie nur 16—17 Kubikfuß Kohlen zu einem Centner Eisen, also mehr als die Hälfte weniger von dem, was bei mir bisher verbraucht ward, obwohl ich ein sehr gutes eisernes Cylinder-Gebläse schon vor 4 Jahren an die Stelle des alten Kastengebläses setzen ließ. Diesen großen Vortheil nun, meine und rathe ich dringend, solltet Ihr auch zur Uelst Euch aneignen durch Gebläse mit erhitzter Luft, wozu die Vorrichtung gar nicht so kostspielig ist, da die obere Hitze die Röhren (wodurch die Luft geleitet wird und die Ihr Euch selbst gießen könnet), erhitzt, ohne besondern Kohlenaufwand. Ja, meine Pächter gehen noch weiter. Erfahrung und Chemie zeigen nämlich, daß das Zusetzen des zum Schmelzproceß nöthigen Kalks im rohen Zustande das Eisen sehr verschlechtert, weil die im Kalk befindlichen Schwefel- und andern Gase das Eisen roh und brüchig machen. Dieser Nachtheil verschwindet und das Eisen wird ungleich weicher und

geschmeidiger, wenn der zuzusetzende Kalk vorher wie Maurerkalk gebrannt wird und dadurch von seinen verderblichen Stoffen und Gasen befreit. Und dieses Brennen des Kalkes geschieht bei ihnen wieder durch Benutzung der dem Hochofen oben entströmenden Hitze, vermittelt derselben Vorrichtung, welche auch die Luft des Gebläses erhitzt. Also mit so geringem Aufwande und Apparate so große Vortheile! die namentlich für Uelst von der höchsten Bedeutung sind, da Ihr einerseits an so großer Theuerung der Kohlen, und andererseits an der großen Sprödigkeit Eures, aus Rasenerz erzeugten Eisens leidet. Ich bitte also recht dringend im Interesse der vielen armen Hütten-Betheiligten, laßt Euch diese großen Vortheile nicht länger entgehen. Ihr sparet und gewinnt leicht viele Tausende jährlich, und die Kosten sind in einem Jahre leicht herungebracht. Schon in Regensburg sagte mir ein befreundeter Hütten-director, die erhitzte Luft erspare ihm $\frac{1}{3}$ der Kohlen; und jetzt, habe ich hier die neue praktische Bestätigung . . .

Meine Hüttenpächter schmelzen die vorhandenen alten Schlacken alle wieder mit ein, weil sie darin noch 20% unverbrannte kleine Kohle und eine Menge unausgeschiedene Eisentheile finden.¹⁾

Im Jahre 1851 hat sich Diepenbrock auch körperlich viel zugemuthet. Den König von Preußen hatte er in Berlin aufgesucht, hatte auch noch mit dem Prinzen, dem spätern Kaiser, eine freundliche Unterredung, im November machte er dem jungen österreichischen Kaiser in Troppau seine Aufwartung, in Johannesburg hatte er alles vorbereitet für den Besuch der Seinigen im nächsten Jahre, — im neurestaurierten Schloßkapellchen hatte er 2 schön wiederhergestellte Heiligenstatuen von 1491 aufgestellt —: da kam die schreckliche Krankheit im December zum Ausbruch. Der Anfang war ganz plötzlich, als der Nuntius Viale Prela zum Besuch bei ihm war. Obwohl die schrecklichsten Hämorrhoidalkrämpfe ihn quälten, schrieb er seinem Bruder herzliche, beruhigende Briefe. Mit rührender Dankbarkeit nahm er alle kleinen Freundlichkeiten entgegen: Er konnte den Bruder und Schwester Apollonia noch einmal

¹⁾ Noch auf seinem Krankenlager freute es ihn zu hören, „daß in Uelst die warme Luft so gute Wirkung thut.“

um sich sehen. Sein König, der Kaiser, der Papst, vor allem aber seine Diöcesanen bekundeten ihre Theilnahme. Ein Landgeistlicher erzählte, daß eine arme alte Frau, die durch Spinnen mühselig ihr Leben fristete, täglich etwas zurücklegte, um damit für den kranken Bischof eine Messe lesen zu lassen.¹⁾

Ueber ein Jahr hat der fürstliche Dulder gelitten.²⁾ Kein Klage laut kam über seine Lippen. Besonders war der 17. Januar 1853 für ihn ein harter Tag. Dann milderte sich das Leiden anscheinend etwas, jedoch nahm die Schwäche immer mehr zu und es stellten sich Fieberphantasien ein, welche mit geringen Unterbrechungen bis zu seinem Tode dauerten. In der Frühe des 20. Januar hauchte er seine edle Seele aus.

Das Leichenbegängniß Diepenbrocks war das größte, das Breslau je gesehen hatte. Sein Freund Cardinal Schwarzenberg und als Vertreter des Königs General Fürst Radziwill waren anwesend. Seinem Wunsche gemäß wurde er im Breslauer Dom bestattet, aber nicht, wie er in seiner Bescheidenheit gewollt, „in einem Winkel neben der Thüre,“ sondern neben dem Hochaltare.

Welch' tiefen Eindruck der Tod Diepenbrocks in allen Kreisen machte, bekundet am besten die Thatsache, daß ein großer Theil der Breslauer Gesellschaft sich der Betheiligung an öffentlichen Vergnügungen enthielt. Die Zeitungen verschiedenster Parteirichtung bezeichneten seinen Tod „als einen gemeinsamen Verlust für das ganze Vaterland.“

„Selten hat ein Bischof“, heißt es in einer Korrespondenz der „Allgemeinen Zeitung“ vom 18. Februar, „eine Anerkennung gefunden wie der Cardinal Diepenbrock. Von der Ostsee bis an die Ufer des Rheins, der Seine

¹⁾ Augsburger Allg. Ztg. 1853 Nr. 72.

²⁾ Das folgende meist nach gleichzeitigen Berichten der „Allg. Ztg.“ und der „Neuen Preussischen Zeitung.“

und der Tiber, von dem Alerus wie von der Armee in Preußen sind ihm öffentliche Trauerfeierlichkeiten veranstaltet worden. Niemals hat auch auf unserm bischöflichen Stuhl, so alt derselbe ist, ein genialerer Prälat und ein edlerer Mensch gesessen als Melchior Diepenbrock es gewesen . . . Er war der Mann, der die Macht hatte und der derselben sich immer bediente, wo die Noth es erforderte, die empörten Wogen eines maßlosen oder irgeleiteten Eifers und politischer Agitation zu bändigen und sie in das Gebiet der pflichtmäßigen Haltung zurückzuführen.“

* * *

Worin lag der wunderbare Zauber der Persönlichkeit Diepenbrocks? Ich finde es am klarsten und schärfsten angedeutet in den Sätzen zweier Persönlichkeiten, die, obwohl seine religiösen Anschauungen nicht theilend, doch den offenen Blick und das tiefe Gemüth zum Verständniß der Natur Diepenbrocks besaßen. In einem Aufsatz „der Cardinal Diepenbrock zum Theil aus seinen Briefen geschildert“¹⁾ zeichnet der edle Passavant das Wesen seines Freundes so: „Der Grundcharakter Diepenbrocks war eine edle Ritterlichkeit, sein hervorragendes Talent ein feiner und sicherer Tact. Seine sittlich religiöse Richtung gab diesen Anlagen eine höhere Weihe. Die Würde seiner Stellung war dabei in voller Uebereinstimmung mit der Würde der Person. Sie deckten sich wie zwei gleiche mathematische Figuren.“ Das Urtheil des bekannten Dichters Graf Schack ist neuerdings veröffentlicht worden:²⁾ „Es lag eine apostolische Würde und Milde in dem Wesen dieses Mannes. Kein Wort floß aus seinem Munde, das nicht eines echten Jüngers Christi würdig gewesen wäre.“

¹⁾ Allgemeine Zeitung 1853, Beilage Nr. 72.

²⁾ Ein halbes Jahrhundert. Kap. 10.